

Schüßengrabenträume.

Das Edward Graf Neuberger. Hier sitze ich in meinem Erbsitz. Es ist angenehm, die Beine von sich zu strecken, den Rücken an die Kameraden zu lehnen, den Rauch der Zigarette langsam durch die Nase vor sich hin zu blasen und sich nach Derselben eine Weile müde fühlen zu dürfen. Um mich herum schlafen die Kameraden schon, graue Gefalten, das Gewehr im Arm, die Beine ausgezogen und auf den bleichen Gesichtern liegt es wie schmerzvolle Spannung, als sei der Schlaf eine schwere Arbeit. Die Nacht war auch mühselig genug, kalt und dunkel, dazu gaben die da drüben keine Ruhe, die Luft war voll von dem widerwärtigen Surren und Zischen, ringum im Unterholz knisterte und knackte es. Wir wußten nicht, was die da drüben vorhatten und wir mußten hollisch achgeben. Am Morgen kam dann der Nebel die und grau, wie ein nasses Leintuch, hüllte er einen ein und man fror bis in die Knochen hinein. Dann ist man nicht mehr ein Mensch, der denkt und tut, sondern ein gedankenloses Ding, das schliefert und friert. Gegen 10 Uhr wurde es besser, der Nebel wich; der Himmel wurde blau, anfangs ganz bläulich wie zu Hause in Wintertagen, dann immer tiefer und reiner. Die Sonne kam heraus und begann zu wärmen, die nassen Wachen um uns stoneten still und blaut da und wir in unserm Graben fühlten, wie ein Sonnenstrahl uns auf die Wangen oder die Nase oder die Hand fiel und sie erwärmte, als striche eine sanfte Hand über sie hin. Die drüben waren auch ruhiger geworden, nun und dann kam die liebe Mittagszeit, die drüben wußten auch, was Anstand ist, um die Mittagszeit herrscht Stille, das sind unsere Pflichterfüllungszeiten und die Stille dauert noch eine Weile über die Mittagszeit an, damit man sich ungehindert ausruhen kann. Neben mir liegt mein guter Kamerad Andres. Sein breites Gesicht ist gelblich bleich; es hat fast dieselbe Farbe wie sein weißliches Haar und seine blonden Wimpern. Die blauen Augen sind schon ganz klein vor Schläfrigkeit. Er wird gleich schlafen, aber das würde ich nicht. „Andres, schlafe nicht!“ Derwunderter schaut er mich an: „Was soll man denn anders tun als schlafen?“ fragt er. „Nein, sprechen wir miteinander, hier ist eine Zigarette. Wenn du schläfst, dann weißt du nichts mehr davon, wie behaglich es hier ist, und es ist gleich wieder Zeit, aufzustehen. Du wußtest, man kann schlafen, ist doch besser als schlafen.“ „So vielleicht,“ antwortete Andres, und zündete sich gehoramt seine Zigarette an. Der gute Junge glaubt mir alles. Vor uns steht der Wald jetzt ganz von Sonnenlicht durchbrochen, ein trauliches, grünes Gebüsch, die Sonne schießt durch das Laub und wirft auf das Moos und die weissen Blätter des Waldbodens runde, gelbe Sonnenflecken. „Das ist wie Sonntag,“ sage ich. „Warum Sonntag?“ fragt Andres. „Ja, mir ist es so,“ erkläre ich, „als seien diese Sonnenflecken immer Sonntags in der Kirche während der Predigt dagewesen. Man ist im Gefühl, Mutters seidnes Kleid knisterte leise, die Schwestern hatten helle Kleider an und hatten ganz blante Köpfe. Mich fror ein wenig, ich weiß nicht warum, aber wenn man die Sonntagkleider angeht, dann friert man anfangs immer ein wenig.“ „Nun ja, das ist das frische Sonntagshemd,“ bemerkt Andres verständnisvoll. „Vielleicht,“ fahre ich fort. „Und dann lagen die gelben Sonnenflecken auf den Pfützen der Kirche, blingelten einen an und machten einen schlaftrig. War es bei euch nicht so?“ „Ach was,“ erwidert Andres, „ich in der Herzklopfhäusern leht so was, wir kümmern uns nicht darum. Aber wenn ich jetzt so denke, so ist's richtig, diese gelben Dinger habe ich in der Kirche auch angesehen, wenn die Predigt lang war, und dann auch im Kuhstall.“ „Im Kuhstall?“ „Ja, ich verstand mich im Kuhstall vor der Herzklopfhäusern. Da war es hübsch warm und das Stroh so gelb und die Viecher standen und fragten und überall lagen die blanken Sonnenbänder auf dem Stroh und auf den Viechern.“ „Du schliefst wohl?“ fragte ich. „Ich wollte schlafen,“ erwidert Andres, „aber der Brauner war das Kalb genommen worden, und sie brüllte so jämmerlich. Nun, und da kam die Lene herein, sie sah mich nicht, sie ging zu der Brauner, streichelte sie und redete ihr zu: „Was schreiest du, Alie, nächstes Jahr wirst du ein anderes Kalb haben.“ „Ja, und die blanken Sonnenstrahlen lagen auf der Lene,“ ergänze ich. „Ich weiß nicht, was werden sie nicht,“ antwortet Andres und errotet, dann gähnt er: „Gott, wer hat früher an so was gedacht, der Stall war der Stall und die Sonne war die Sonne, jetzt aber kommt das alles und stellt sich vor einen him. So war es vorige Woche in dem zerföhrenen

aus dem Wasser ziehen konnte. Margot war auch gut zu mir, sie nannte mich ihren kleinen Pagen, zwischen sagte sie auch: „mein kleiner Lungehauer!“ und strich mir mit der Hand über das Haar. Dann ging es mir heiß und kalt durch alle Glieder. Abends sah ich vor meinem Spiegel und ärgerte mich darüber, daß ich so häßlich war, denn ich war damals häßlich, ich hatte viele Sommersprossen, große Hände, und meine Kleider sahen mir nicht ordentlich auf dem Leibe. Es wäre doch alles sehr schön gewesen, wenn nicht der Leutnant d. Jäger gekommen wäre. Der Leutnant war auch in Margot verliebt und stets um sie. Ich hatte ihn natürlich, aber es schien mir, daß er auch Margot nicht glücklich machte, sie wurde nervös und launisch, und zuweilen kam sie aus ihrem Zimmer und hatte vom Weinen gerötete Augen. Einmal, als sie mit dem Leutnant auf dem Gartenwege hin und her ging und sie aufgeregt miteinander sprachen, rief Margot mich zu sich, fachte meinen Arm und sagte leise: „Bleibe da!“ Jetzt wußte ich, ich hatte Margot vor dem Leutnant zu schützen, und ich wußte nicht mehr von der Seite. Eines Morgens ging ich in den Garten hinunter, um Margot zu suchen. Ich fand sie mit dem Leutnant in der Fliederhecke sitzen. Sie hatte blanke Augen, rote Wangen, und auf ihrem Gesicht lag es wie schmerzliche Erregung. Der Leutnant hielt Margots Hand und führte sie an seine Lippen. Ich ging schnell auf die beiden zu und stellte mich neben Margot auf. Der Leutnant ließ Margots Hand fallen und schnarrte: „Da ist ja unser unvermeidlicher junger Freund.“ Margot aber sah mich böse an und sagte: „Dieser Junge ist wirklich überall. Hoffst du denn nichts zu tun? So geh doch, du bist unausführlich.“ Ich ging und war sterbensunglücklich. Den Leutnant hätte ich vorzutreiben mögen, Margot vor mich zu ziehen und hoffte, sie würde sich eines Besseren besinnen. Allein den ganzen Tag tat sie so, als sei ich für sie nicht vorhanden, und wenn sie mich einmal anah, dann lag in ihrem Blick etwas Kaltes und Fremdes, ja, etwas wie Haß. Da wußte ich, daß alles aus war, und ich beschloß, zu sterben, nicht, weil ich nicht mehr leben wollte, sondern um Margot zu strafen, sie sollte um mich weinen. Als alles im Hause schlief, ging ich hinaus auf die Wiese zum See. Die Nacht war hell und warm, ich erinnere mich, daß die Wiesen stark dufteten. Auf einem Stück Sumpfland standen viele rote Orchideen beifammen, über die weiße Nebelstreifen gespannt waren. Der See lag still und schwarz da, nur hier und da mochte das Spiegelbild eines Sternes in die dunkle Fläche einen goldenen Riegel, viel Wasserreflexen blühten mitten im See, eine leuchtende weiße Insel. Am Ufer quarteten die Frösche wie toll. Es war gar nicht unheimlich, und ich glaubte, das Sterben würde recht hübsch werden. Ich kleidete mich aus und ging in das Wasser, das ganz warm war, und ich begann zu schwimmen, und schwamm mitten in die Wasserreflexen hinein. Dort legte ich mich auf den Rücken und schaute zum Himmel auf, die Nacht war so hell, daß das Licht der Sterne nur bleich und unsicher war, als schiene es aus dem Grunde eines dunklen Wassers heraus. Um mich stoneten die Wasserreflexen, sie legten sich wie fühlbare Hände an meine Haut, irgendwo blühte eine kleine Wasserblume, die sich nach Honig duftete, um mich her schnellten Fische schnalzend über das Wasser auf, und ein großer Nachtschmetterling freidelte mit seinen Samtflügeln die Wangen. Anfangs dachte ich an Margot. Wenn sie mich hier sehen könnte, dann würde sie bereuen, und wenn ich tot bin, dann wird sie meinen Kopf auf ihre Knie legen, mit ihrer Hand meine kalte Stirn streicheln und weinen. Daran dachte ich eine Weile, und dann dachte ich, glaube ich, nichts mehr. Es war so behaglich, im lauen Wasser zu liegen, ich wurde schläfrig, ich hätte schlafen wollen. Da plötzlich fror mich, ich fuhr auf, ja, ich sollte ja sterben, warum sterb ich nicht? Und ich fühlte jetzt, wie das Wasser tief und dunkel unter mir war, und es schien mir, als fachte mich etwas und wollte mich hinabziehen. Wütend schlug ich in die Wasserreflexen, denn auch sie waren jetzt feindlich und wollten mich zurückhalten, ich begann zu schwimmen mit ganzer Kraft, und als ich am Ufer war, atmete ich auf, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet worden. Ich lauerte mich in das Gras nieder und freute mich und schämte mich, daß ich lebte. „Ja, so dumm war ich damals.“ Ich holte inne, neben mir liegt Andres und schnarrt. Er hat recht, noch ist es Zeit, ein wenig zu schlafen, ein wenig fort zu sein von hier. Ich schlafe und träume, wie ich hier immer träume, daß ich zu Hause im Bett liege; ich muß frant sein, denn es ist heller, heller Tag,

ein Glas Himbeerwasser steht auf dem Tisch neben meinem Bett, ein Sonnenstrahl bricht sich in ihm und läßt es rubinrot aufleuchten. Meine Mutter sitzt an meinem Bett mit ihrer weißen Tüllhaube, die ichmalen Wangen leicht gerötet, wie stets wenn sie erregt ist, sie lächelt und streicht mit der Hand über die Bettdecke. „Schlaf, Junge,“ sagte sie, „wenn du gesund bist und mit Frieden haben.“ — Ich weiß nicht, was sie mir verspricht, aber es ist etwas sehr Gutes. Durch das Fenster kommt Sonnenschein, so viel und so heller Sonnenschein, wie ich ihn noch nie gesehen habe, bide, gelbe Strahlen, wie der Sonnenschein in Wilderbüchern, und ich denke, wie man so im Traume denkt: Ach ja, das ist der Friede. Durch den Sonnenschein hindurch sehe ich draußen grüne Hügel, ein Wald steht auf einer Höhe, still und schwarz, über ihm ruht ein Falke, ein silbernes Flottern in all dem Blau. Unten aber auf der gelben Landstraße gehen drei Mädchen hin, Arm in Arm, und singen. Ich denke wieder: Das ist zu Hause, und das Herz wird mir ganz heiß, heiß von einem Glücke, wie wir es nur zuweilen im Traum empfinden, und ich erwache davon. Anfangs weiß ich nicht recht, wo ich bin, ich war zu weit fort. Die Kameraden stehen im Schüßengraben; es riecht nach Stroh und nassem Lehm und Pulver, in der Luft surrt und pfeift es, mich fröstelt. Es ist, als schürzte etwas mir die Kehle zusammen. Andres schläft noch. Ich fasse ihn und schüttelte ihn wütend. „So steh doch auf!“ rufe ich. Er schlägt die Augen auf, und ich sehe tiefen Augen an, daß auch er sehr weit fort war. „Was gibt es?“ fragt er. „Arbeit gibt es,“ sage ich. „Wir wollen denen drüben eins draufgeben.“ „Ja,“ meint er grimmig und greift nach seinem Gewehr, „wir wollen denen drüben eins draufgeben.“ Krankenflege — Krankenplagen. Schon bei leichtem Unwohlsein empfinden wir die Gegenwart selbst lieber Menschen oft föhrend und Mühsal. Weit mehr noch leidet der durch langandauernde Krankheit geschwächte Genesende unter den sühlich gut gemeinten, aber selten erwünschten Besuchen, die ihn aufregen und anstrengen. Denn „das in Unordnung gebrachte Blut“ seht sich nach Ruhe, und die müden und zitternden Nerven rufen: „Lohst uns in Frieden!“ Freude ist ein „schöner Götterfunken“, der einen lichten Schein in die Seele des Kranken wirft und sie erhellt. Eine heitere Stimmung durchheilt das Milieu. Von einem frohlichen Herzen gehen Ströme aus, die den Genesenden verjüngen. Doch nur wenige verstehen die Kunst, durch heitere, leichte Gespräche und zarte Aufmerksamkeiten Freude und Sonnenschein um sich zu verbreiten. Viele Besucher dagegen haben Klaffereien und Schauererzählungen in petto und erschrecken oft den Genesenden durch vulgäre Ausdrücke über sein verändertes Aussehen. Schwache, blutarme, nervöse Genesende, die Geld und Zeit haben, tun daher gut, wenn sie einen stillen Ort im Gebirge oder an der See, ein Sanatorium auffuchen, um in ländlicher Ruhe und heiterer Beschaulichkeit unter dem lebenerweckenden Einfluß von Luft und Sonne zu gesunden. Der Liebe Lintestens. Schön ist die Liebe an jedem Ort jeder Stunde, und das Mädel hält nur der Mann und das Mädel und den Mund. Gedankensplitter. Ich merke noch zu jeder Zeit. In guten sowie bösen Tagen, — daß immer wie renabiler ist Wahrlagen als wie Wahrheitslagen. — Druckfehler. „Professor“ hat sich an der hiesigen Universität soviel Verdienste erworben, daß man ihn mit Recht als eine Herde des Lebenschuldes bezeichnen kann. — Seltam. Schüler (auf die Landkarte weisen): „Herr Professor, da kraucht eine Wanze über Holland!“ Professor: „Ueber Holland? Oh, hm, höchst merkwürdig, die Holländer sind doch sonst so sehr reichlich.“ — Gut gemeint. Ein einsamer Gast beunruhigt die auffallende Vorhänge des Kellers, mit der dieser den bestellten Wein herbeibringt und ängstlich auf den Tisch stellt. „Fürchten Sie mich vielleicht, daß ich ein Tropfen ausschütten könnte?“ fragt er spöttisch. „Freilich, freilich,“ bestätigt der Keller eifrig, „wenn da was auf's Tischschuch kommt, kriegt's Löcher!“ — Gut gegeben. A. (der B. besucht): „Und wie geht es denn Ihren beiden Brüdern? Bon omen habe ich ja schon jahrelang nichts gehört.“ B.: „O, der eine Bruder hat schon große Kinder und kleine Schulden, der andere Menge kleine Kinder und große Schulden!“

Meister Wiesmayer. Stütze von Leonhard Schridel. Als Meister Wiesmayer, als Wiesmayer, glücklich auf der Windel lag und den ersten Blick in die Welt gefandt hatte, rümpfte er das Stumpfnäschen und weinte. Er sprach es nicht aus, gab es aber auf andere unheimliche Weise von sich, daß sein Urteil über das Ereignis und die gesamte übrige Schöpfung lautete: „Mies!“ Heute ist Meister Wiesmayer ein erwachsener Mensch von Reputation und unvergleichlicher Sachkenntnis, der über anmutigere und bedeutendere Ausdrucksmittel verfügt als vordem. Was Wunder, wenn der ganze Stammisch im „Sauern Apfel“ — nein! wenn das ganze Volk die Ohren spitzt, sobald er Anstalten trifft, die inzwischen zu einer statklichen Erscheinung herausgearbeitete Nase zu rümpfen. Kommt es dabei auch bisweilen nur zu einem allerdingen höchst bemerkenswerten „Schibler“, das die Fenstergehenden kitzeln macht, führt die Betanklung doch zumeist zu einem unumstößlichen Urteil. So jetzt: Vater Möllein, der Wirt, hat 100 Mark in der mit Sicherheitsnadeln tiebesicher verschlossenen Hofentasche, hundert Mark bares Geld. Wirklich gutes, vollwertiges Geld, ohne Spah; hat's in der Hofentasche und möchte es in deutscher Kriegs-anleihe anlegen. „Was meinen Sie? — fragt er den kundigen Mann also behutiam. Setzt sich neben den Gast, klopft achsam den Schnupftabak von der Wefle und lügt den Befragten erwartungsvoll an. Der zieht die Augenbrauen hoch und bläht nachdenklich die Rippen. „Hm. Deutsche Kriegsanleihe. Gut. Schön. Sozusagen: sehr gut. Mit einem Wort: prima. Das ganze Reich häffelt. Arm und reich, Krupp, der Dampfmlüller in der Wiesmayerstraße, er, Herr Wiesmayer, und die anderen 70 Millionen Staatsbürger auch noch. Ueberflüssigerweise, möchte er meinen. Aber... Und da sieht der Haken. Können die Reichen nicht Verluste haben? Wie leicht entsteht nicht ein Großfeuer! Wie leicht sind nicht so ein Schod Wertpapiere verlohrt. Oder ein Erdbeben! Weils nicht alle Tage? Ein ordentlicher Stoß — und Haus und Hof sind hin. Frustich. Und wenn dergestalt der Reiche arm geworden, was dann? Genieß, man hat seinen Geldvortrag in der Reichsbank. Aber eine einzige Granate oder Fliegerbombe — und das kühnen Geld fliegt in alle Winde. Die Nase wird unruhig. Aber andererseits, — ja: 5 Prozent sind kein Pappenstiel. Wiesmayer ein schöner Zinsfuß. Nur... Warum ausgerechnet 5 Prozent? Warum nicht 4? Oder 3 1/2? Als der Kommissionsrat Ahlemann vor 27 Jahren am dritten Weihnachtstfesttag Geld brachte, kam er zu ihm und bot 9 Prozent! Denn Ahlemann war ein Kreditlofer, unsicherer Kantonist. Eine fragwürdige Erläuterung. Ergo? Wenn die deutsche Regierung 3 Prozent böte, gut. Böte sie 2 Prozent, besser. Aber 5 auf Hundert? „Mies... Mies, mein lieber Möllein.“ Nummer verbreitete sich, auf dem runderlichen Gesicht des Wirtes. Er hatte sich ganz insgeheim schon an den großen Gedanken gewöhnt, einen Teil seines Vermögens in fünfprozentiger Kriegsanleihe anzulegen; hatte seine Brust mit dem Bewußtsein geschwellt, ein vaterländisches Opfer zu bringen, ins Tagelohd zu kommen und ein Gegenstand mitbürgerlicher Ehrfurcht zu werden. Aller Augen hatte er schon auf sich gerichtet gefühlt und hatte gehört, wie hinter ihm her, so er die Straße querte, die Leute den Schritt anholten, tuschelten: „Das ist er. Das ist der Möllein aus dem „Sauern Apfel“, der sein Geld auf dem Altar des Vaterlandes geopfert.“ — Ja, die Fremden hatte er vor'm Hause stehen sehen, wie sie es staunend betrachteten und einander zurauerten: „Hier wohnt Bartholomäus Möllein, der 100...“ Und nun: mies? Pränsen schielte er seinen respektvollen Gast von der Seite an. Natürlich hat er seine Gründe, der kundige Mann, wenn er ehrlich und wohlmeinend warnt. Trifftige Gründe. Wer kennt den Gang der Weltgeschichte so wie er. Nichtsdestoweniger lockert Möllein verflohen seine Sicherheitsnadeln. „Wissen Sie, daß Hindenburg und Madensen wieder 100,000 Rublen megagefangen haben und also unsere Aktien gewissermaßen glänzend stehen?“ „Weiß Wiesmayer natürlich. Er hat's zwar noch nicht gelesen und sich auch noch von keinem Narren aufhängen lassen, aber — „Hunderttausend, sagen Sie? Ja... das ist richtig. Uebrigens sind es 104,385. Indessen...“ Und wieder grübelt er mitbilligend. Hunderttausend sind — alles in allem — kein Quart. Dazu die

übrigen 1,100,000 Gefangenen, macht nach Adam Riese zwölfmalhunderttausend. Ein Erfolg, unfröhlich. Ein betäubende glänzender Erfolg und der halbe Sieg, 1,200,000 Mann haben oder nicht haben... Da liegt der Hund begraben! Denn was geht nicht alles in 1,200,000 Menschenmagen. Und die heißt's Tag für Tag vollstopfen. Daran muß Deutschland zugrunde geben. Das ist wie ein Eichbaum voll Raupen. Ein solches Raas tut keinen Schaden. Aber die Unmasse frißt die Nester kapf. Nistal. „Ich sage mir...“ — und die Nase rümpft sich erschrecklich. Doch Möllein hat sein Geld nur einmal in der Tasche; er fühlt es deutlich unterm Zeigefinger, den er vorsichtig in die Tiefe der Schafkammer gesenkt. „Und dann der Vormarsch auf der ganzen Front?“ — wendet er zaghaft ein, unsicher, ob es ihm zuhebt, dem geistloosen, unterrichteten Mann zu widerreden. — „Mit jedem genannten Weisenstein steigt die Anleihe um 1 Prozent. Und wie geht's vorwärts?“ Wiesmayer rümpft die Brauen. Er bestreitet es nicht. Genieß, die Sache stimmt. Es geht zwar gegen seine frühere Prophezeiung und wird auf Kosten seines Ansehens unternehmen; er muß als Ehrenmann sich getränkt fühlen und diese unsichtbare Drauflosbremerei durchaus als persönliche Beleidigung empfinden; es zum mindesten eine grobe Anklage stellen nennen, daß Möllein diese Gesichte auftrumpft; jedoch — „Scheinwortteile. Talmi. Talmi, sag ich.“ Das klingt nun tatsächlich düster, und der Wirt schaut ihn erschrocken an. Aber Wiesmayer ist nicht der Mann, der sich durch derlei Leute aus dem Konzept bringen läßt. Er faßt sein Bierbebel mit nerviger Faust und fährt fort: „Ob ich das Glas von der Tischplatte zu der schiebe, — oder ob ich's von dieser Tischplatte ans rote Meer trage, ist ein Unterschied. Je weiter die Arme ins Russische vorrückt, um so größer die Transportkosten, um so teurer die Verproviantierung. Da liegt der Hake im Pfeffer. Ace — nee — nee... Mies!“ — und entschlossen jagt er sein Bier durch die Gurgel. Möllein füllt ihm das Glas von neuem. „Hm, na ja...“ macht der alte Sünder, als er es ihm handgerecht hinstellt, „daran hab' ich auch schon etwas gedacht. Aber der Austaltator Haberdich meinte, daß die Mehrausgaben durch die Erfolge der Arme und die Gefangenenernte und so Zeug wettgemacht würden, meinte er...“ Dazu wackelt der langmütige Meister Wiesmayer nun denn doch umgehalten mit dem Kopfe. Der Wirt ist keiner von den Helfen, das weiß er schon. Aber daß der Mann so freuzernagelt... Einige Seligkeit! Als ob es nicht formenklar auf der Hand liege, daß ad lz die Gefangenenernte wertlos ist. Und wenn die 1,200,000 Russen alles Dehland im Reich kullivieren — es ist nichts. Denn — und da ist die Stelle, wo Vortfel den Most holt — die Reus sind Lohndrücker. Folge: Bearmung der Arbeiterföhnden. Folge: Soziale Klauerweiterung. Folge: Klauerföhnd. Folge: Zerfall und Kraftbruch. Folge: Niederlage. Folge: Ende des Reichs. Folge: Mangel an Bürgerschaft. Folge: Entwertung der Anleihenbescheine. Folge: Mölleincher Verlust von 98.30 M. „Ich sage Ihnen nur das eine: Mies ist es. Mies, wie die ganze Zukunft mies ist.“ Sprich's, trinkt ihn Bier in einem Zug aus geht — und vergißt das Begeben... Schüttelreime. Versich ruff schon Frau Helene fröhlich: „Wo bleibt die Waag? O: Brenne!“ Gar stolz bin auf mein Männelchen — Er geht mit contre l'ennemi! Zum Spanferkel am Weinstenpich Als Trunt der Wirt und „Epant“ preis. — Er weiß, Bescheid. Rehner: „Wir haben in der vergangenen Stunde von den Zerfahrten des Obhusses gesprochen. Also, Hans, erzähle mir, warum unternahm Obhuss seine jahrelangen Zerfahrten?“ Schüler: „Er wußte, daß zu Hause seine Frau auf ihn wartet.“ — Strenge Logik. „Wie kann man bloß so oft vom Pferde fallen? Sie freiwilliger Schlappstiebel!“ fuhr der Unteroffizier einen Rekruten in der Reitbahn an. „Nehmen Sie's nur nicht für ungut, Herr Unteroffizier, aber in der Luft kann ich Sie, wees Kneppchen, und nicht hängen bleiben“, erwiderte der biedere sächsishe Soldat. — Scherzfrage. „In welchem Liede kommt zweimal das Wort Kanone vor?“ In dem Liede: „Ich kanone dich nicht leben, ich kanone dich nicht sein!“

aus dem Wasser ziehen konnte. Margot war auch gut zu mir, sie nannte mich ihren kleinen Pagen, zwischen sagte sie auch: „mein kleiner Lungehauer!“ und strich mir mit der Hand über das Haar. Dann ging es mir heiß und kalt durch alle Glieder. Abends sah ich vor meinem Spiegel und ärgerte mich darüber, daß ich so häßlich war, denn ich war damals häßlich, ich hatte viele Sommersprossen, große Hände, und meine Kleider sahen mir nicht ordentlich auf dem Leibe. Es wäre doch alles sehr schön gewesen, wenn nicht der Leutnant d. Jäger gekommen wäre. Der Leutnant war auch in Margot verliebt und stets um sie. Ich hatte ihn natürlich, aber es schien mir, daß er auch Margot nicht glücklich machte, sie wurde nervös und launisch, und zuweilen kam sie aus ihrem Zimmer und hatte vom Weinen gerötete Augen. Einmal, als sie mit dem Leutnant auf dem Gartenwege hin und her ging und sie aufgeregt miteinander sprachen, rief Margot mich zu sich, fachte meinen Arm und sagte leise: „Bleibe da!“ Jetzt wußte ich, ich hatte Margot vor dem Leutnant zu schützen, und ich wußte nicht mehr von der Seite. Eines Morgens ging ich in den Garten hinunter, um Margot zu suchen. Ich fand sie mit dem Leutnant in der Fliederhecke sitzen. Sie hatte blanke Augen, rote Wangen, und auf ihrem Gesicht lag es wie schmerzliche Erregung. Der Leutnant hielt Margots Hand und führte sie an seine Lippen. Ich ging schnell auf die beiden zu und stellte mich neben Margot auf. Der Leutnant ließ Margots Hand fallen und schnarrte: „Da ist ja unser unvermeidlicher junger Freund.“ Margot aber sah mich böse an und sagte: „Dieser Junge ist wirklich überall. Hoffst du denn nichts zu tun? So geh doch, du bist unausführlich.“ Ich ging und war sterbensunglücklich. Den Leutnant hätte ich vorzutreiben mögen, Margot vor mich zu ziehen und hoffte, sie würde sich eines Besseren besinnen. Allein den ganzen Tag tat sie so, als sei ich für sie nicht vorhanden, und wenn sie mich einmal anah, dann lag in ihrem Blick etwas Kaltes und Fremdes, ja, etwas wie Haß. Da wußte ich, daß alles aus war, und ich beschloß, zu sterben, nicht, weil ich nicht mehr leben wollte, sondern um Margot zu strafen, sie sollte um mich weinen. Als alles im Hause schlief, ging ich hinaus auf die Wiese zum See. Die Nacht war hell und warm, ich erinnere mich, daß die Wiesen stark dufteten. Auf einem Stück Sumpfland standen viele rote Orchideen beifammen, über die weiße Nebelstreifen gespannt waren. Der See lag still und schwarz da, nur hier und da mochte das Spiegelbild eines Sternes in die dunkle Fläche einen goldenen Riegel, viel Wasserreflexen blühten mitten im See, eine leuchtende weiße Insel. Am Ufer quarteten die Frösche wie toll. Es war gar nicht unheimlich, und ich glaubte, das Sterben würde recht hübsch werden. Ich kleidete mich aus und ging in das Wasser, das ganz warm war, und ich begann zu schwimmen, und schwamm mitten in die Wasserreflexen hinein. Dort legte ich mich auf den Rücken und schaute zum Himmel auf, die Nacht war so hell, daß das Licht der Sterne nur bleich und unsicher war, als schiene es aus dem Grunde eines dunklen Wassers heraus. Um mich stoneten die Wasserreflexen, sie legten sich wie fühlbare Hände an meine Haut, irgendwo blühte eine kleine Wasserblume, die sich nach Honig duftete, um mich her schnellten Fische schnalzend über das Wasser auf, und ein großer Nachtschmetterling freidelte mit seinen Samtflügeln die Wangen. Anfangs dachte ich an Margot. Wenn sie mich hier sehen könnte, dann würde sie bereuen, und wenn ich tot bin, dann wird sie meinen Kopf auf ihre Knie legen, mit ihrer Hand meine kalte Stirn streicheln und weinen. Daran dachte ich eine Weile, und dann dachte ich, glaube ich, nichts mehr. Es war so behaglich, im lauen Wasser zu liegen, ich wurde schläfrig, ich hätte schlafen wollen. Da plötzlich fror mich, ich fuhr auf, ja, ich sollte ja sterben, warum sterb ich nicht? Und ich fühlte jetzt, wie das Wasser tief und dunkel unter mir war, und es schien mir, als fachte mich etwas und wollte mich hinabziehen. Wütend schlug ich in die Wasserreflexen, denn auch sie waren jetzt feindlich und wollten mich zurückhalten, ich begann zu schwimmen mit ganzer Kraft, und als ich am Ufer war, atmete ich auf, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet worden. Ich lauerte mich in das Gras nieder und freute mich und schämte mich, daß ich lebte. „Ja, so dumm war ich damals.“ Ich holte inne, neben mir liegt Andres und schnarrt. Er hat recht, noch ist es Zeit, ein wenig zu schlafen, ein wenig fort zu sein von hier. Ich schlafe und träume, wie ich hier immer träume, daß ich zu Hause im Bett liege; ich muß frant sein, denn es ist heller, heller Tag,